



FOTO: AUS DEM BESPROCHENEN BAND

„Bauern“ – eben so, wie sie 1927 in Sardinien ausschauten. August Sander traf am 16. März jenes Jahres auf Sardinien ein und fotografierte Menschengruppen dort immer wieder so, wie er es für sein Hauptwerk „Menschen des 20. Jahrhunderts“ getan hatte

Zeitzeuge mit scharfem Blick

Zeitlebens war August Sander (1876-1964) berühmt für seinen sezierenden Blick. Scharf nahm er seine Motive ins Auge und projizierte sie auch genauso aufs Papier. Auf diese Weise entstanden Fotografien von hohem dokumentarischem Wert. Sanders Fotos über ein Treffen der Stahlhelmer aus dem Jahr 1927 zeugen genauso davon wie seine Bilder über die „Proletariemütter“. Viele seiner Porträts hingegen verraten den Einfluss von Otto Dix auf den Fotografen. Fast scheint es, als habe Dix selbst fotografiert. In seinen Bildern von Sardinien – ebenfalls aus dem Jahr 1927 – überwiegt freilich der Hang zur Dokumentation. In jenem Jahr begleitete Sander den Schriftsteller Ludwig Mathar für ein Buchprojekt nach Italien und kam mit gut 300 Fotos nach Haus. Kein Fotograf hat das von Armut gezeichnete Sardinien der Zwanzigerjahre so umfassend ins Bild gebracht wie der gebürtige Westerwälder August Sander. J.S.

August Sander:
Sardinien.
Schirmer/Mosel, München.
288 S., 49,80 €.

KURZ UND KNAPP



Wien 1900.
Hg. von Diethard Leopold und Werner Weinhäupl. Brandstätter, Wien. 207 S., 19,90 €.

Der Titel dieses Buches führt in die Irre. Zwar erzählen seine Autoren tatsächlich von der Donaumetropole um die Jahrhundertwende, beschränken sich dabei aber vor allem auf die Bildende Kunst, genauer auf die Exponate der Sammlung Leopold. Der österreichische Expressionismus und Jugendstil stehen also im Mittelpunkt der Betrachtung. Immerhin werden einige Ausflüge auf benachbarte Felder getätigt, etwa im Kapitel über Sigmund Freuds „Traumdeutung als Deutung der Epoche“. Doch die Beschränkung stört nicht. Vielmehr gelingt es den Autoren in ihren kurzen Beiträgen über Kokoschka und Klimt, über Kolo Moser und Alfred Kubin, die Besonderheit der Zeit herauszustreichen. Wien glückte damals einem Laboratorium der Moderne, in dem man nach der Zukunft geforscht wurde. Mehr als das: Wien kletterte gleich nach Paris auf Rang zwei als Stadt, in der sich neue Trends entwickelten, die über Jahre bestimmend blieben und alle anderen europäischen Städte beeinflussten. Der Erste Weltkrieg beendete diese Blüte, wie Diethard Leopold kundig schreibt.



Reclams Jazzlexikon.
Hg. von Ludwig Kampmann. Reclam, Stuttgart. 695 S., 29,90 €.

Der Jazz lebt! Das beweist schon Reclams Jazzlexikon, das innerhalb weniger Jahre in einer zweiten erweiterten und überarbeiteten Auflage erscheint. Sein Herausgeber Wolf Kampmann hat es in zwei Abschnitte geteilt: einen größeren, der die Jazz-Musiker vorstellt (vom Gitarristen Elvind Aarset bis zum Schlagzeuger Torsten Zwingenberger) und einen kleineren, der Begriffe erklärt (vom Acid-Jazz über die Harmonik bis zur Zwölftontechnik). Beide Teile sind unentbehrliche Informanten für all diejenigen, welche Jazz hören und sich dabei noch weiterbilden wollen. Schade ist nur, dass allein Künstler vorgestellt werden, aber nicht Persönlichkeiten, ohne die der Jazz ebenfalls nicht denkbar ist, zum Beispiel Alfred Lion, der Gründer des Blue Note-Labels oder sein Tonmeister Rudy van Gelder. J.S.



Die Charité.
Von Ernst Peter Fischer. Siedler, Berlin, 288 S., 19,95 €.

1710 wurde die Charité als Pesthaus vor den Toren Berlins gegründet und schon bald zu einem Armenhaus zur Behandlung von Bedürftigen, Soldaten und Prostituierten umfunktioniert. Die Mischung aus christlicher Barmherzigkeit und aufklärerischem Geist bestimmte die Anfänge des Krankenhauses, an dem berühmte Ärzte wie Rudolf Virchow und Ferdinand Sauerbruch wirkten. In Ernst Peter Fischers quellengesättigter Darstellung spiegelt sich nicht nur die moderne Medizingeschichte, sondern auch ein Stück Berliner Stadtgeschichte. Wie die Charité von der Randlage in die Mitte der Stadt rückte, sich stetig erweiterte und nach der Wende zu einem weltweit renommierten Forschungszentrum entwickelte – all das lässt hier ohne jede Anstrengung und medizinische Vorkenntnisse nachlesen. In kurzen biografischen Skizzen und Zeitzeugenberichten lernen wir bei Ernst Peter Fischer zudem die Menschen kennen, die diese Institution im Laufe der vergangenen drei Jahrhunderte prägen und ihr zu vier Nobelpreisen verhalfen. Marion Lühe

Anzeige

SIE SCHREIBEN?

Senden Sie Ihr Manuskript mit Rückporto an August von Goethe Literaturverlag
Abt. 6.0, Großer Hirschgraben 15,
D-60311 Frankfurt/M. (069-408940)
www.august-von-goethe-verlag.de

SACHBUCH BESTSELLER

1 Glück kommt selten allein (1)
ECKHART VON HIRSCHHAUSEN
Rowohlt, Reinbek. 384 S., 18,90 €.

2 Irre – wir behandeln die Falschen (2) MANFRED LÜTZ
Gütersloher Verlagshaus. 189 S., 17,95 €.

3 Meine Küche der Gewürze (3)
ALFONS SCHUHBECK
Zabert Sandmann, München. 400 S., 24,80 €.

5 In der Mitte des Lebens (WE)
MARGOT KÄSSMANN
Herder, Freiburg. 159 S., 16,95 €.

5 Guinness Buch der Rekorde 2010 (4)
Bibliographisches Inst. U. F.A. Brockhaus,
Mannheim. 1216 S., 19,99 €.

Der Aristokrat unter den Getränken

Martin Krieger erzählt, wie der Tee nach Europa kam

VON JOHANNA SCHMELLER

Zu einigen literarischen Figuren gehört das Teetrinken wie der geschüttelte Martini zu James Bond oder das Marmeladenbrot zu Paddington Bär, und immer erfüllt es dieselbe narrative Funktion: Tee kennzeichnet die fiktive Gestalt am anderen Ende des geschwungenen Porzellanhenkels als kultivierten Kenner und Genießer des Einfachen. Agatha Christie's Miss Marple löste beim Tee ihre kniffligsten Fälle. J. M. Barrie's Wendy bewies ihre Sittsamkeit, als sie darauf bestand, erst einmal in Ruhe ihre Tasse zu leeren, bevor sie sich von Peter Pan zu Abenteuer entführen ließ. Tee verleiht ersonnenen Charakteren einen unaufdringlichen, matten Glanz, Grazie und Geist, etwa bei Oscar Wilde und Theodor Fontane, oder eine zupackende Diesseitigkeit, die umso deutlicher ausfällt, je kräftiger der Schuss Run ist, den ihnen der Autor in den Grog kippt. Johann Peter Eckermann, selbst Poet und Vertrauter Goethes, berichtet aber auch von zwanglosen Treffen beim Dichterfürsten zu Tee und zu Konzerten.

Dabei war Tee zunächst alles andere als ein Genussgetränk. Vielmehr sollten die aromatischen Blätter ursprünglich den Geschmack von fauligem oder salzigem Wasser überdecken. Auf Reisen nutzen Weltumfahrer den Tee, etwa der Forscher Pehr Kalm, als er zwischen 1748 und 1751 nach Amerika segelte: Tee tröstete ihn, der den Wein bevorzugte, ein wenig über den Mangel an anderen Genussmitteln hinweg – und ließ ihn beinahe von den Insekten im Kochwasser absehen.

Über Pflanze und Herkunft, Ernte, Zubereitungsarten und die Funktion des Tees als Sozialgetränk gibt die kenntnisreiche Kulturgeschichte Martin Kriegers Auskunft. Er schreibt über Tee-Monopolisten wie die East India Company, und über politische Verwicklungen rund um das schnell zu billig gewordene Produkt, die in der „Boston Tea Party“ im Jahre 1773 gipfelten.

Einzelne Bergstämme in Indien, China, Thailand und Birma stießen zunächst eher zufällig auf die beliebende, konzentrations-

fördernde und sogar heilende Wirkung der Blätter des Tees, und das Alte China auf die Möglichkeit seiner kommerziellen Vermarktung. Die ersten Sträucher wurden im tibetischen Hochland nahe der Provinz Yunnan und in der Grenzregion zwischen Tibet, Myanmar und Indien vermutet. Die Blätter wurden gekaut oder als Salat beireitet (in Birma), später mit Gerste, Salz und ranziger Yakbutter vermischt und mit Stutenmilch zu einem breiartigen Getränk aufgegossen (in Tibet). Aus dem chinesischen Dialektwort „Te“, gebräuchlich in der Region Xiamen, entwickelten sich so der deutsche „Tee“, der französische „thé“ und der englische „tea“. Der russische „Tschai“ oder arabische „Schay“ leiten sich von einem Schriftzeichen des Mandarin ab.

Im 17. Jahrhundert begann mit der Orient-Mode an europäischen Fürstenhöfen sein Siegeszug rund um die Welt. Nach Ende des Dreißigjährigen Krieges lässt sich von Europa sogar eine Art „Genusskartografie“ erstellen: So bevorzugten Engländer und Franzosen den grünen Tee, Deutschland, Schweden, Dänemark und die Niederlande dagegen den schwarzen. Ähnlich wie Seide, Porzellan, Lackarbeiten, Borax, Ginseng, Alaun und seltene Pelz- und Obstsorten wurde er zum begehrten Gut, das zunächst gegen die Einfuhr von Silber, später gegen Opium ausgefahren wurde (seit 1758 beanspruchte die East India Company das Monopol des Opiumhandels mit China).

Im 18. Jahrhundert wurde Tee zum Bestandteil der europäischen Alltagskultur, und während Großbritannien 1776 noch 60 Tonnen Opium aus Indien nach China ausfuhrte, waren es um 1790 bereits 300 Tonnen. „Ob ich morgen noch leben werde, weiß ich freilich nicht“, schrieb Gott-

hold Ephraim Lessing, „doch dass ich, wenn ich noch lebe, morgen Tee trinken werde – das weiß ich gewiss“. Europäische Henkeltmacher ergänzten das chinesische Porzellan um einen Griff, sodass sich zarte westliche Finger nicht mehr an den heißen Schalen verbrennen mussten. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wuchs der Konsum des Tees stark an, bis Tee und Kaffee um 1800 „einen Bestandteil der Alltagskost der un-

teren gesellschaftlichen Schichten darstellten“, so Krieger.

Erst Anfang des 19. Jahrhunderts betrieben niederländische Grundbesitzer in den indischen Kolonien Teeanbau. In China gingen derweil die Behörden streng gegen den Opiumkonsum der Bevölkerung vor, beschlagnahmten und verbrannten die Rauschmittel und trösteten sich mit dem bittersüßen Geschenk, das sie den „Barbaren aus dem Westen“ mit ihrem eigenen Exportschlager beschert hatten: „Nach einer sorgfältigen Untersuchung kamen wir zu dem Ergebnis, dass Tee und Rhabarber für die Ausländer geradezu Lebensnotwendigkeiten darstellen“, schrieb 1840 der Beamte Lin Tse Hsu. „Wenn der Handel aussetzt, würde das zu deren sicherem Tod führen.“ So weit sollte es nicht kommen. Als der „Kaffee-Frost“ ab 1870 in Ceylon wütete, breitete sich der Teeanbau auch hier aus, später in Afrika, Vietnam, Malaysia, auf dem Kaukasus, am kaspischen Meer und in Amerika.

Bald wurde mit dem Teetrinker wieder ein Genussmensch assoziiert, jedoch kein Hedonist, kein ungezügelter Epikureer. „Sie saßen und tranken am Teetisch/ und sprachen von Liebe viel./ Die Herren, die waren ästhetisch/ die Damen von zartem Gefühl“, dichtete Heinrich Heine im frühen 19. Jahrhundert versonnen aus dem Fenster der Stehelschen Konditorei hinaus auf den Gendarmenmarkt.

In einem der ersten Bücher über Tee, dem „Book of Tea“ (1906) steht sogar geschrieben, schon die Teeceremonie mache „ihre Anhänger zu Aristokraten des guten Geschmacks“. In Großbritannien wurde Tee gegen Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem als die kultivierte und „gesunde Alternative zum Alkohol“ gepriesen. Mit Erfolg: Was der Gentleman nicht goutiert, ist im englischen Sprachraum eben „not his cup of tea“, und noch am Vorabend des Zweiten Weltkriegs wurden bis zu 60 Prozent des gesamten Weltexports in London umgeschlagen.

Bis heute verleiht Tee den Denkern eine milde Eleganz, selbst wenn sich im 21. Jahrhundert die Coffee-to-go-Trinker zum bedauernden Zeitgeistphänomen aufschwangen (dank des rasenden Herzens ohnehin nicht für die Ewigkeit gemacht). Ganz anders: Teetrinker. Tee ist ein „Homely Drink“, schreibt Autor Martin Krieger. Zum „Teetrinken“ muss man immer noch „Abwarten“ können. Man könnte also auch sagen: Zelebrieren.

Martin Krieger:
Tee: eine Kulturgeschichte.
Böhlau, Köln. 288 S., 24,95 €.

Ein schwacher Aufguss

Hans Küng resümiert sein Lebenswerk in einer dürren Volksausgabe

VON MICHA BRUMLIK

Nicht immer ist die Summe mehr als das Ganze ihrer Teile. Das belegt zuletzt Hans Küngs Büchlein „Was ich glaube“, in dem dieser so mutige, kreative und ungemein gebildete theologische Autor und Kirchenrebell seine bisherigen Schriften und Teile seines Lebens erzählt – das Buch dürfte aus einer öffentlichen Vortragsreihe hervorgegangen sein.

Auf etwas mehr als dreihundert leserfreundlich gesetzten Seiten gibt Küng Einblick in die biografischen Motive seiner Arbeiten, bündige und damit allemal verkürzende Zusammenfassungen seiner Hauptwerke sowie Rechenschaft über seine persönliche Auslegung des christlichen, des katholischen (?) Glaubens. Wir erfahren, dass Hans Küng persönlich das Glück hatte, schon an der Mutterbrust jene Form des Urvertrauens empfangen zu haben, das es ihm später ermöglichte, ein begründetes Vertrauen in den Sinn von Universum und Leben, der für ihn nur ein anderer Ausdruck für Gott ist, empfangen zu haben. Mustern man das Buch auf seine Argumente für rationale Gründe für den Glauben an (den christlichen) Gott durch, so wird man zunächst auf eine modifizierte Form des kosmologischen Gottesbeweises, eine existenzialistische Antwort auf die Theodizeefrage sowie ein Bekenntnis zur Nachfolge Jesu stoßen – allesamt Argumente, die allen halbwegs aufgeklärten und gutwilligen Menschen einleuchten dürften.

Der modifizierte kosmologische Gottesbeweis folgt der Theorie des so genannten anthropischen Prinzips, das auf die Behauptung hinausläuft, dass jene kosmischen Konstanten, die endlich die Entstehung menschlichen Lebens auf Erden ermöglichen haben, mathematisch gesehen, so unwahrscheinlich sind, dass sie über die Behauptung, sie seien bloßer Zufall, kaum plausibel gemacht werden können.

Küng ist zu klug, als dass er damit offen für die Theorie des „Intelligent design“ eintreten würde. Der Leser fragt sich indes, ob Küng es – mit einer gehörigen Portion Skepsis verbunden – nicht doch tut. Wie andere Theologen auch, muss er endlich eingestehen und auch bekennen, die Frage nach dem Sinn des Leidens in der Welt nicht beantworten zu können. Küngs Formulierung jedoch, dass man das Übel – sofern es Gott gibt – nicht verstehen kann, jedoch bestehen muss, überzeugt zumindest rhetorisch. Zumal dann, wenn sich für ihn der Kern des christlichen Glaubens im modellhaft menschenfreundlichen, liebevollen Leben Jesu entfaltet hat und er daher davon überzeugt ist, dass Jesu Auferweckung keine Gespenstergeschichte im

Sinne eines wandelnden Leichnams darstellt, sondern, dass sich im Handeln dieses Menschen Gottes Liebe zu den Menschen offenbart habe und er nach seinem Tode in Gott geborgen sei. Dass diese Überzeugungen den Dogmen der katholischen Kirche nicht entsprechen, muss kaum eigens betont werden.

Aufs politisch-moralische Glatteis begibt sich Küng indes, wenn er einerseits für eine erneuerte Weltgemeinschaft plädiert, er aber andererseits ebenso nachdrücklich für Frieden durch Rechtsverzicht eintritt – eine Meinung, die zumindest im Hinblick auf die Geschichte der Welt in der Zeit des Nationalsozialismus nur schwer zu begründen sein dürfte – dass die Zeit der Genozide nicht zu Ende gegangen ist, dürfte Küng selbst am besten wissen. An dieser Stelle kann er gar nicht anders, als mit der jüngst auch bei der Ratsvorsitzenden der EKD, Margot Käßmann, deutlich gewordenen Problematik bezüglich des Lebens rettenden Einsatzes militärischer Kräfte konfrontiert zu werden. Freilich ist Küng kein einzig auf Gottes Gnade hoffender Protestant und so erstaunt der Aufruf zum „Rechtsverzicht“, bei einem katholischen Denker, denn: Wer für ein Ethos eintritt, tritt auch immer für eine Norm und ihre Sanktion ein! Infrage steht also, ob das auch von Küng geforderte Ethos möglicherweise mit Gewalt verteidigt werden darf. Man wird von einem christlichen Denker hier keine eindeutige Antwort erwarten dürfen, aber wie ein „Rechtsverzicht“ in ein nicht nur christlich gedachtes „Weltethos“ einfließen soll, wäre doch ausführlicher zu begründen!

Warum publizieren dieser Autor und sein Verlag also ein Buch, das einerseits bemerkenswerte Meinungen enthält, sich aber andererseits mit läppischen Bemerkungen über die Vorteile einer gesunden Lebensführung sowie über Fairness im Sport aufhält?

Wer Küngs gründliche Hauptwerke gelesen hat, wird aus diesem Buch nichts Neues erfahren. Wer sich von der Lektüre des Büchleins anregen lässt, zu den sehr viel schwierigeren und voraussetzungsvolleren Hauptwerken zu greifen, kann nur enttäuscht werden: An die Stelle des hier vorgeführten Plaudertons treten dort komplexe Argumentationsmuster. So gesehen folgt diese Publikation einer ärgerlichen Verlagsstrategie des Recycling, die dem Rang und der Bedeutung des Theologen Hans Küngs nicht gerecht werden.

Hans Küng:
Was ich glaube.
Piper, München. 319 S., 18,95 €.